

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 7 (1903)

**Artikel:** Das Bildnis  
**Autor:** Morax, René  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-573717>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 09.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Herrn Baumann vor allem einen Porträtisten machen zu müssen. Seine weiteren Anlagen bestimmen ihn besonders zum Damenmaler — meinem Gefühl nach liegt da seine eigentliche Kraft, und seine Gemälde drapierter Modelle sind alle mehr oder weniger geträumte, gewollte, angerichtete Porträts. Aber...

man kann nicht wissen, welche Ueberraschungen noch das Auge und die Hand eines Künstlers vorbehalten, der die Weisheit der alten Meister zu vereinen sucht mit den Kühnheiten unserer modernen Sucher. Man muß wünschen, die Ueberraschungen seien zahlreich.“  
E. Z.

## Das Bildnis.

Novelle von René Morax, Morges.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Für uns Künstler ist die Aufmerksamkeit ebenso sehr Grund- und Arbeiter. Zerstreute Lichtstrahlen sammelt sie in einem Brennpunkt. Sie erweitert und begrenzt zugleich. Sie bringt unsere feinsten Fähigkeiten zur Verwertung, deren Schaffen sie regelt und peinlich genau bestimmt. Kommt sie doch aus dem Innersten unseres Wesens als der tätige Ausdruck unseres geheimen Willens. Unsere kleinsten Empfindungen setzt sie in Denken und Reflexion um. Die Aufmerksamkeit ist bald wie das schauende Auge, dann wieder gleicht sie dem sich schließenden Lid, das den erhaltenen Eindruck festhält und verarbeitet. Große Denker, Künstler und große Menschen überhaupt dünken mich solche zu sein, die mit einer außerordentlichen Konzentrationsgabe ausgestattet waren.

Doch ist die Aufmerksamkeit auch seltsamen Verirrungen ausgesetzt — kein schlimmerer Irrtum als der einer krankhaften Aufmerksamkeit. Für die menschliche Vernunft führen die durch psychische Störungen veranlaßten Entgleisungen dieser Kraft zu den traurigsten Ergebnissen. Wer kennt nicht den durch ein Staubkorn im Auge veranlaßten unerträglichsten Schmerz? Wer wüßte nichts von den durch das geringste Leiden der Sehkraft hervorgerufenen Verwundungen? Die gleiche Unordnung, das gleiche Leiden trifft die innere Pupille. Welche gebuldige Arbeit wirkt nicht beispielsweise in schlaflosen Nächten diese überanstrengte Fähigkeit? Merglich verirrt sie sich in Labyrinth, deren dunkle Tore geräuschlos sich auftun. Die gleiche Erscheinung, bis zum Grausen verstärkt, zeigt sich in pathologischen Fällen bis zum Extrem der Halluzination und fixen Idee.

Ich rede davon, weil ich selbst mein Leben lang darunter litt: ich war das Opfer dieser gebieterischen, stillen Aufmerksamkeit. Meine sehr eindrucksfähige Natur war von Kind auf den Gefahren, zwar nicht einer zu lebhaften Phantasie, wohl aber einer zu intensiven Aufmerksamkeit preisgegeben. Selten geht damit große Nervosität Hand in Hand; aber sie ward bei mir durch besondere Verhältnisse der Erbllichkeit und Erziehung entwickelt. In meiner Familie war Geisteskrankheit häufig. Für den Mytizismus hatte meine Mutter besondere Sympathien. Sie besaß einen hohen Verstand, und ihre großen Gaben wurden nie durch die geringste Geistesstörung getrübt. Ihre Eltern waren eifrige Schwedenborgianer. Auch mein Vater, der in der City Londons ein großes Geschäft hatte, verachtete metaphysische Spekulationen nicht.

Von den Eltern blieb mir nur eine zarte, ferne Erinnerung. So früh ich sie zu meinem Schmerz verlor, so glücklich war ich mit ihnen gewesen. Im zartesten Alter hatte ich große

Neigung zum Zeichnen verraten. Statt diesem Naturhang entgegenzuarbeiten, suchten meine Eltern ihn zu fördern. Zuerst bekräftigte ich den Rand meiner Hefte und Bücher mit ungeschickten Skizzen von ausschweifender Phantasie und finsterner Stimmung. Kinder lieben es ja, heftige und trostlose Ereignisse wiederzugeben, deren Erzählung sie ergriff. Aber ein

feines Verständnis für Licht und Schatten gab diesen formlosen Versuchen einen besondern Charakter. Ich hielt mich nicht wie fast alle Anfänger an Linien- und Schattentriebe, sondern an Flecken; meine Mutter hätte „saubere“ Zeichnungen lieber gesehen und rief oft bei meinen gewagten Kritzeleien: „Fred, du machst schauerhafte Sachen!“

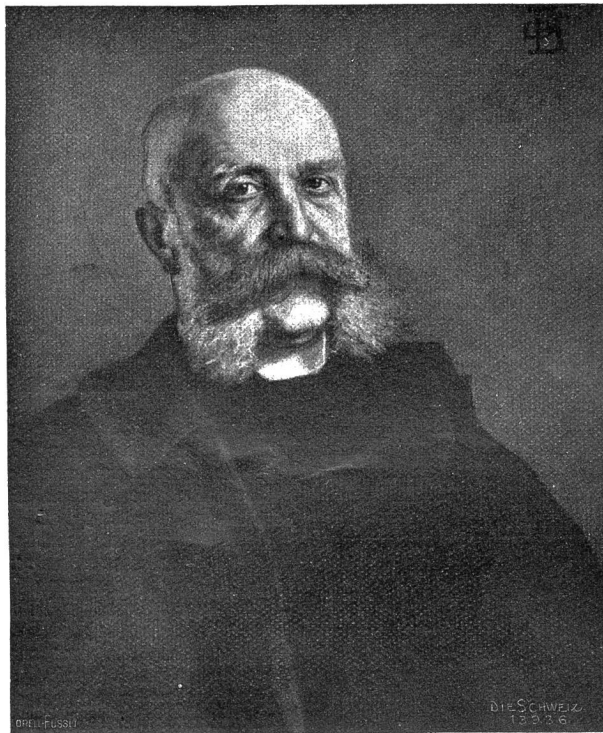
Um den Geschmack für das Schöne bei mir zu bilden, führte die Mutter mich gern in die Nationalgalerie und weihte mich in die Wunder dieser einzigen Sammlung ein. Die italienischen Frühmaler waren damals Mode, und sie neigte sehr zu dieser jungen, aufrichtigen, einschmelzenden Kunst, die ihr Mytizismus noch anmutig verschönte. Stundenlang konnte sie vor Lippis „Anbetung“ oder der „Himmelfahrt der Jungfrau“ sitzen, während ich zur Betrachtung der andern, mir so vertrauten Bilder durch die Säle ging.

Schon für die Schönheit der Farbengebung war ich empfänglich. Die feenhaften Lichte eines Tizian oder Veronese erregten mein Erstaunen, und ich hatte, was bei einem Kind noch auffälliger war, eine stille Liebe für die Niederländer. Rembrandt erschien mir schon als ein Gott, und seine Werke erfüllten mich mit Hochachtung und Verwirrung. So begegnete ich eines Tages dem Blick der alten Dame mit der Halskrause, diesem wunderbaren Bildnis, das ich noch heute nicht ohne einen Schauer betrachten kann. Die seltsame Alte, deren knochiges Gesicht von dem hellen Musselin sich abhebt, mit ihren harten Zügen und tiefen Runzeln, die so still vor sich hinsieht mit den auf die Stuhllehne gestützten Händen, fixierte mich mit ihrem durchdringenden Blick. Wie versteinert blieb ich stehen; die Angst nagelte mich vor dieser durch die Zeit gebräunten Leinwand fest. Ich begriff das Wunder der Kunst, die auf ewig dem Leben feste Gestalt verleiht. Schien sie nicht mit mir reden zu wollen? So verwirrt war ich, daß ich im Spiegel niemand näher kommen sah, bis mich die Stimme der Mutter auffahren ließ.

„Fred, was betrachtest du?“

Ich schaute mich um. „Welchen Schrecken ich hatte, Mutter! Ist sie nicht wunderschön?“

Sie antwortete: „Gewiß, Kind, aber doch eine alte, höchst reizlose Lady.“



Herr O. W. in Hannover.

Nach dem Bildnis von Otto Baumann, Zürich-Kom.

Und ich erwiderte: „Wie kannst du das nur sagen? Sie schaut uns an wie eine Lebende. Später male ich dich so.“ „Danke, Fred,“ bemerkte lächelnd meine Mutter; „nur werde ich dann recht alt und häßlich sein.“

Sie führte mich weiter. Ach, arme Mutter, nie konnte ich später die Züge deines reizvollen Antlitzes festhalten!

Von jenem Tage gab es eine Aenderung in meinen Kräfteleien. Ich versuchte, die auf der Straße mir begegnenden Köpfe und Gesichter zu skizzieren. Ich improvisierte keine Szenen mehr nach der Phantasie, sondern entwickelte mein Gedächtnis für Gesehenes. Oft war die Mutter erstaunt über das Leben und den Ausdruck dieser flüchtigen Zeichnungen; denn sie waren bei aller Unvollkommenheit doch ähnlich. So entwarf ich eine kleine Zeichnung meiner Mutter. Sie träumte beim Fenster in der ihr vertrauten Haltung der „Beata Beatrix“.

„Sieh, Mutter,“ sagte ich, „man meint, du hörtest den Engeln zu.“

Sie behielt die Zeichnung; es ist das einzige von ihr erhaltene Bild.

Damals entwickelte sich auch in mir diese Fähigkeit zur innern Konzentration und zum Aufmerken, die sich mit dem Alter verfeinerte. Ich war immer ein verschlossenes, schweigames Kind; aber vom zwölften Jahr ab wuchs meine Menschenscheu. Lange, einsame Stunden hindurch konnte ich, in meine Gedanken versunken, stille und unbeweglich dastehen. Es waren keine haltlosen Träumereien, sondern etwa eine aufmerksame Prüfung des Ereignisses, das mir aufgefallen war, eines Gesichtes, eines vor mir gesprochenen Wortes. Auch handelte es sich dabei um das geduldige Ausarbeiten von Plänen oder Arbeiten, die schließlich nie zur Ausführung gelangten. Dieses einsame Nachdenken hatte für mich einen großen Reiz; es war ein Genuß, den ich nur der Freude vergleichen kann, die ein musikalischer Mensch beim Improvisieren empfindet. Ich selbst liebte nie die Musik.

Der doppelte Schicksalsschlag, der meine Jugend verdüsterte, entschied über meinen Beruf. Man vertraute mich einem kinderlosen Onkel an, den ich später beerben sollte. Es war ein ausgezeichnete Mann, aber ohne andere als Geschäftsinteressen. Die Kunst schien ihm das traurigste Handwerk und der niedrigste aller Erwerbszweige. Er hieß mich in sein Bureau eintreten, obschon ich vor allen Zahlen ein Grauen hatte; ihre Regelmäßigkeit auf den weißen Seiten beleidigte mich geradezu. Entschieden erklärte ich meinem Onkel, mich der Malerei widmen zu wollen. Es kam zu heftigen Szenen. Endlich, da mich mein Vormund nicht mehr anhören mochte,

faßte ich einen großen Entschluß, suchte ein wenig Geld zusammen und schiffte mich nach Frankreich ein.

Durch kurze Reisen nach Italien und Deutschland unterbrochen, verbrachte ich in Paris sechs Arbeits- und Studienjahre. Ich hatte wenig Freunde. Die Abende im Café oder Bierhaus mit ihrem ewigen Diskutieren und eifrigen Theoretisieren waren mir verhaßt. Ohne meine Einsamkeit zu bedauern, lebte ich nach meinem Belieben, las und beobachtete.

Das Leben auf der Straße war mir eine unverfägbare Quelle des Genusses; das Spiel des Pariser Lebens bezauberte mich. Besonders reizte mich die Ergründung des Ausdrucks der Vorübergehenden auf ihr inneres Leben hin. Ein Blick, eine Bewegung, ein laut gewordenes Wort verriet mir geheime Schätze des tiefen Daseins. Die Prüfung des Gesichtsausdrucks hatte in mir eine Art psychologischen Takts entwickelt. In der Erinnerung hielt ich eine Menge von Zügen fest, die mir aufgefallen waren. Ich sage: in der Erinnerung; denn ich finde keinen bessern Ausdruck zur Bezeichnung der Lebhaftigkeit meines Eindrucks. Tatsächlich erinnerte ich

mich nicht; die Züge stellten sich mir mit einer Schärfe und Genauigkeit vor Augen, daß ich mit wirklichen Wesen, mit Modellen es zu tun zu haben glaubte. Nie waren sie, wie das sonst mit solchen Träumen zu geschehen pflegt, durch Uebertreibung eines Details oder hervorstechenden Charakterzugs entstellt, auch waren es keine eingebildeten Figuren.

Von meinen Halluzinationen sprach ich schon; doch kann ich diese Vorstellungen nicht zu ihnen rechnen, da sie ja freiwillig waren. Aber oft wurde ich das Opfer krankhafter Visionen. Die erstern gingen mir sehr nahe; doch erschreckten sie mich nicht mehr, sobald ich über ihre Natur im Klaren war. Nie hatten die Halluzinationen eine erschreckende oder widerwärtige Form; es waren meist vergessene Gesichter, die mir plötzlich wieder gegenwärtig wurden. So sah ich oft meine Mutter wie früher am Fenster. Bei solchen Gelegenheiten füllte sich der Ort, wo ich mich befand, mit grauem Duft. Ich empfand ein unüberwindliches Mißbehagen. Verängstigt und verstärkt erwachte ich aus diesen Träumen, wie nach einem Alpdrücken. Ich erzählte einem Mediziner unter meinen Freunden davon, der mich mit der Versicherung tröstete, daß diese nur vorübergehenden Störungen ohne jede Gefahr für meine allgemeine Gesundheit seien. So erschreckten mich die Visionen nicht mehr, da ich wußte, daß sie immer auf zu starkes Arbeiten und geistige Ueberbürdung folgten. Andere Symptome von Geisteskrankheit habe ich nie gezeigt.

(Fortsetzung folgt).



Dora Melegari. Nach dem Bildnis von Otto Baumann, Zürich-Rom.

## Von Schweizer Theatern:

Nachdruck verboten.

V. „Le Peuple vaudois“ von Henri Warnery und Gustave Doret.

Mit zwei Abbildungen.

Im Jahr 1890, während der Neuenburger Fünfzigjahrfeier, wurde Henri Warnery, damals Professor der französischen Literatur an der Akademie zu Neuenburg, von einem persönlichen Freund der Vorschlag gemacht, dem Kanton Waadt für die Jahrhundertfeier von 1903 ein historisches Stück zu schreiben, „schön, lebendig, volkstümlich und künstlerisch, mit

einem lyrischen und musikalischen Teil“. Warnery setzte sich alsogleich mit feurigem Patriotismus ans Werk. Er durchlas die Geschichte des Waadlandes, versenkte sich in die Urkunden, drang ein in den Geist der Epoche und hielt ihre Bilder durch fortwährendes Skizzieren fest; er ließ sein Drama reifen mit jenem hohen künstlerischen Bewußtsein, mit jener